

mehr als eine Art „methodologische Anweisung“ zur Ermöglichung einer einfachen und einheitlichen rationalen Erklärung des Zusammenhangs zwischen den Entitäten denn als ontologisches Prinzip versteht; das „Rasiermesser“ ist mithin als Kritik an der scholastischen, auf Aristoteles beruhenden Metaphysik zu sehen, die „die rein rationalen Verknüpfungen, die Aristoteles vorgeschlagen hat, in reale Entitäten verwandelt hat“. – In eine ähnliche Richtung weist auch Jan P. BECKMANN, *Ontologisches Prinzip oder methodologische Maxime? Ockham und der Ökonomiegedanke einst und jetzt* (S. 191–207), der aufgrund einer feinen Quellenanalyse die traditionelle – aber nicht von Ockham selbst stammende – Zitierweise des Ökonomiegedankens (*entia non sunt multiplicanda sine necessitate*) nicht auf metaphysische Fragen beschränkt wissen möchte. Das „Rasiermesser“ sei vielmehr „das methodologische Pendant zu einer Welt durchgehender Kontingenz und radikaler Singularität alles Seienden“, sei eine „Maxime sparsamen Umgangs mit wissenschaftlichen Notwendigkeiten angesichts einer nicht-notwendigen Welt“. – Wolfgang HÜBENER, *Wyclifs Kritik an den Doctores signorum* (S. 128–146), untersucht anhand der vor allem theologisch motivierten Ablehnung der Bedeutung der Zeichen für die Wahrheitserkenntnis durch John Wyclif einen interessanten Aspekt aus Ockhams Wirkungsgeschichte und kommt zum Schluß, daß es in Anbetracht der Wichtigkeit des wyclifischen Universalienrealismus in einigen Universitäten des Spät-MA (vor allem in Prag) „nicht möglich ist, die Geschichte der spätmittelalterlichen theoretischen Philosophie einseitig als die einer nie ernstlich angefochtenen Herrschaft des Nominalismus zu schreiben“. – Eckhard KESSLER, *Die verborgene Gegenwart Ockhams in der Sprachphilosophie der Renaissance* (S. 147–164), weist nach, daß trotz aller humanistischen Polemik gegen die Nominalisten sich hinter den Gedanken von Lorenzo Valla, Rudolph Agricola und Marius Nizolius zur sprachphilosophischen Auffassung des Universalienproblems implizit Ockhams Ausgangsposition verbirgt. Ockham ist für viele Humanisten offenbar „nicht nur der äußere, unverstandene Gegner gewesen, sondern auch, neben Cicero und Quintilian, der innere Gesprächspartner.“ – Vladimir RICHTER, *Zu „De obligationibus“ in der Summa logicae* (S. 257–261), bringt neue Gesichtspunkte zur Frage nach der Authentizität der Kapitel *De obligationibus* und kommt zum Schluß, daß diese Kapitel – eine Kompilation aus Burleys Abhandlung *De obligationibus* von 1302 – wohl nicht Ockham selbst zuzuschreiben sind. – Wilhelm KÖLMEL, *Perfekter Prinzipat? Ockhams Fragen an die Macht* (S. 288–304), betont, daß trotz des theoretischen Anspruchs, historisch gewachsene Macht immer am Idealbild der Herrschaft (begründet in den Naturgesetzen und im Evangelium) zu messen, Ockham Pragmatiker und Realist gewesen ist. Die beste Herrschaft ist nach ihm nicht einseitig auf den besten Monarchen ausgerichtet, sondern ist bipolar zu verstehen, ausgerichtet auf den besten Monarchen und auf die beste Gesellschaft. Die *politia* besteht nicht um ihrer selbst willen, sondern ist für den Menschen da. Gerade weil Herrschaft das „Ergebnis menschlicher Anordnung“ ist, kann die Gesellschaft unter bestimmten Umständen Herrschaft auch verändern. – Jürgen MIETHKE, *Zur Bedeutung von Ockhams politischer Philosophie für Zeitgenossen und Nachwelt* (S. 305–324), versucht über die Rahmenbedingungen, die zur Entstehung von Ockhams politischen Werken geführt haben, Antworten auf die Frage nach deren Attraktivität zu finden. Danach sind sie einerseits ihrer „enzyklopädischen Breite“ wegen für den Leser als Steinbruch für die Ableitung